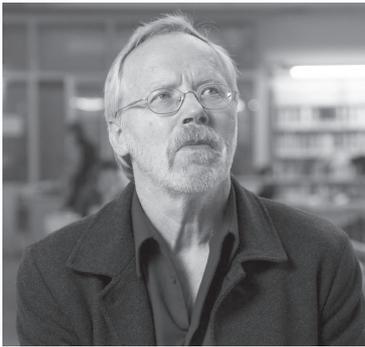


Heiner Keupp

Kapitalismus – vampirische Blutauffrischung beim Steuerzahler

Oder: Wie der globalisierte Kapitalismus unsere Innenwelten umpflügt – wir sind nicht nur Opfer, sondern auch Täter



Heiner Keupp
Keupp@psy.uni-muenchen.de

Bis 2008 Professor für Sozial- und Gemeindepsychologie an der Universität München, div. Gastprofessuren. Vorsitzender der Kommission für den Kinder- und Jugendbericht der Bundesregierung. Buchveröffentlichungen: Psychosoziales Handeln im gesellschaftlichen Umbruch (1987); Soziale Netzwerke (1987); Riskante Chancen (1988); Verunsicherungen (1989); Zugänge zum Subjekt (1993), Psychologisches Handeln in der Risikogesellschaft (1994), Identitätsarbeit heute (1997) und Ermutigung zum aufrechten Gang (1997); Der Mensch als soziales Wesen (1998); Eine Gesellschaft der Ichlinge – Zum gesellschaftlichen Engagement Heranwachsender (2000); Grundkurs Psychologie (2001); Identitätskonstruktionen – Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne (2006); Subjektkonzeptionen im Diskurs (2007); Bürgerschaftliches Engagement in der reflexiven Moderne (i.E.).

Zunehmend bemessen wir den Wert unseres Handelns und Seins in ökonomischen Kategorien. Wir denken, fühlen und handeln, vergleichen immer weniger nach humanistischen, dafür umso mehr nach Kosten-Nutzen-Kriterien. Dies – so Heiner Keupp – sei die individuelle Folge der alles umfassenden Ökonomisierung. Die Ökonomisierung, zu deren Merkmalen Beschleunigung, Arbeitsverdichtung, der Abbau solidarischer Systeme und der Verlust von Werten wie Respekt und Anerkennung gehören, sei längst in das Innere des Menschen eingedrungen. Sie präge unser Menschenbild. In einem Online-Interview führt Heiner Keupp, bis vor kurzem Professor für Sozial- und Gemeindepsychologie an der Universität München, aus, dass wir nicht nur Opfer der Finanz- und Wirtschaftskrise sind, sondern auch Täter. Heiner Keupp, der im Jahr 2000 anlässlich des Jubiläums zum 30jährigen GwG-Bestehens einen Vortrag gehalten hat, argumentiert, dass es höchste Zeit sei, dass die psychosozialen Verbände sich wieder wahrnehmbar in den gesellschaftspolitischen Diskurs einmischen.

In welchen gesellschaftlichen Bereichen sehen Sie Veränderungen durch die Ökonomisierung/den Ökonomismus?

Ich sehe keinen gesellschaftlichen Bereich, der von der Ökonomisierung nicht betroffen wäre: Die Verbetriebswirtschaftlichung hat alle wichtigen Lebensbereiche mit seinen spezifischen Kosten-Nutzen-Rechnungen durchdrungen. Das gilt für die Arbeitswelt schon immer und hat sich im Zuge der Globalisierung weiter radikalisiert. Betriebe werden unter ökonomischen Vorzeichen „verschlankt“ oder gnadenlos „entwurzelt“, wenn andere Standorte den Faktor

Arbeit billiger anbieten können (wie wir das an der Schließung des durchaus gewinnträchtigen Nokiawerkes in Bochum und seiner Neuansiedlung in Rumänien gesehen haben). Aber auch der Bildungsbereich ebenso wie der Sozial und Gesundheitsbereich sind von der Ökonomisierung in zentraler Weise betroffen. Die durchaus sinnvolle Frage nach der Qualität von sozialen Dienstleistungen oder der Wirkung psychotherapeutischer Angebote ist fast vollständig der betriebswirtschaftlichen Logik unterworfen worden, die dann in der Gestalt der Evidenzbasierung noch mit einer pseudonaturwissenschaftlichen Rechtfertigung versehen wird.

Diese „betriebswirtschaftliche Logik“ – spiegelt sie sich auch im Einzelnen wieder?

Die ungreifbarste und zugleich wirksamste Form der Ökonomisierung ist die von den Subjekten verinnerlichte und Normalitätserwartungen steuernde Selbstökonomisierung. Schnell wird man sich in der klagenden Rhetorik einig, dass Banker und Börsianer mit ihrem Egoismus und ihrer Gier für die entstandenen ökonomischen und gesellschaftlichen Probleme verantwortlich seien. Auch in der frustrierenden Überzeugung kann man sich finden, dass der Kapitalismus am Leben ist, dass er sich mal eben vampiristisch am Steuerzahler eine Blutauffrischung genehmigt und dass die Politik ihn nicht unter Kontrolle bekommt. Das mögen alles plausible Gegenwartsdeutungen sein, aber unser überraschter und ängstlicher Blick sollte nicht bei der Finanzwirtschaft mit ihren Turbulenzen hängen bleiben, sondern zur Kenntnis nehmen, dass dieser neue globalisierte Kapitalismus schon längst auch unsere Lebenswelten umpflügt und auch vor

unseren „Innenwelten“ nicht halt macht. In ihnen klingen die Melodien der „neoliberalen Hofsänger“ schon ganz vertraut. Sie haben sich in die Selbstbilder und Normalitätsvorstellungen gut eingestrichelt. Der neue Kapitalismus hat uns ein spezifisches Störungspanorama beschert, das allerdings im Sprachspiel von ICD oder DSM nicht in seinem gesellschaftlichen Rahmen benannt und eingeordnet werden kann. Hier liegt ein professionelles Reflexionsdefizit vor.

Was sind die Ursachen für die Ökonomisierung?

Der globalisierte Kapitalismus hat in den letzten zwei Jahrzehnten – abgesehen von kleinen sozialistischen „Widerstandsnestern“ in Mittel und Südamerika – einen beispiellosen Siegeszug vollzogen. Er wurde erheblich gefördert durch eine Verschmelzung der ökonomischen mit den neuartigen Informationstechnologien. Dies hat zur Formierung weltweiter ökonomischer Netzwerke geführt, die im nationalen Rahmen gar nicht mehr steuerbar schienen, wenn denn eine politische Steuerung in den nationalen Gesellschaften überhaupt noch ein ernsthafter Anspruch ist. Selbst die Regierungen in den sozialdemokratisch regierten Ländern – an der Spitze die Blair- und die Schröder-Regierungen – haben sich darin übertrifft, den Global Playern unbegrenzte Handlungsspielräume zu verschaffen. Diese Entgrenzung kapitalistischer Expansionstendenzen wurde wie ein Naturgesetz behandelt und ebenso die Notwendigkeit, soziale Sicherungssysteme um und abzubauen. Sozialpolitik wurde immer weniger als solidarisches System der Existenzsicherung verstanden, sondern vor allem als Kostenfaktor, der möglichst weit abgesenkt werden muss. Marktradikale Tendenzen haben nicht nur das Finanz- und Wirtschaftssystem und die politische Steuerung durchdrungen und dominiert, sondern auch die Menschenbilder erreicht.

Inwieweit verändert Globalisierung unser Menschenbild?

Der allseits flexible und mobile Mensch, der permanent an seiner up-dateability arbeitet, ist immer mehr zur

Norm geworden. Wir erleben, erleiden und erdulden eine Beschleunigung und Verdichtung in den Alltagswelten, die zu den Grundgefühlen beitragen, getrieben zu sein, nichts auslassen zu dürfen. Immer auf dem Sprung sein zu müssen, keine Zeit zu vergeuden und Umwege und nicht unmittelbar produktive Zeiten als Ressourcenvergeudung zu betrachten. Verkürzte Schulzeiten, Verschulung des Studiums, um den jungdynamischen „Arbeitskraftunternehmer“ möglichst schnell in die Berufswelt zu transportieren oder die Reduktion der Lebensphasen, in denen man als produktives Mitglied der Gesellschaft gelten kann, erhöhen permanent den Beschleunigungsdruck. Wir spüren die Erwartungen, ein „unternehmerisches Selbst“ zu werden, das sein Leben als eine Abfolge von Projekten sieht und angeht, die mit klugem Ressourceneinsatz optimal organisiert werden müssen. Auch staatliches Handeln, nicht zuletzt im Bereich der Sozialpolitik, setzt immer stärker auf das individuelle Risikomanagement anstelle von kollektiver Daseinsvorsorge. Ich bin für meine Gesundheit, für meine Fitness, für meine Passung in die Anforderungen der Wissensgesellschaft selbst zuständig – auch für mein Scheitern. Nicht selten erlebt sich das angeblich „selbstwirksame“ unternehmerische Selbst als „unternommenes Selbst“.

Welche humanistischen Werte sind besonders gefährdet?

Gefährdet ist alles, was sich nicht der Verwertungslogik des Marktes unterordnen lässt und dazu gehören natürlich auch Werte wie Respekt und Anerkennung, die jedem menschlichen Wesen entgegen gebracht werden, ganz unabhängig davon, ob es eine „verwertbare Leistung“ erbringt. Gefährdet ist auch der Wert einer solidarischen Gesellschaft, die ihren Reichtum nicht mehr dazu nutzt, allen ihren Bürgerinnen und Bürgern eine angstfreie Existenzsicherung zu gewähren. Stattdessen sammelt sich

der Reichtum in einem kleinen Segment unserer Gesellschaft mit teilweise unvorstellbaren Spitzengehältern und Bonuszahlungen selbst bei desaströsen Geschäftspraktiken und gleichzeitig – oder fast logischerweise – wächst die Armut. Alleine diese Entwicklung gefährdet einen weiteren zentralen Wert: Die soziale Gerechtigkeit. Von dem Wert der Chancengleichheit hat sich – wie ein Blick auf die Bildungslandschaft zeigt – unsere Gesellschaft längst verabschiedet. Aus ihr ist zunächst die Idee der Fairness geworden, die schon nicht mehr die Gerechtigkeit mit denkt, und auch von Fairness ist immer weniger die Rede.

Haben wir eventuell den Zenit der Ökonomisierung bereits überschritten, und gibt es so etwas wie starke Gegenbewegungen?



Nach der Erschütterung durch die Finanz- und zunehmend auch Wirtschaftskrise kann man durchaus den Eindruck gewinnen, als wären alle schon immer Kapitalismuskritiker gewesen und als müsste jetzt grundlegend umgedacht werden. Wir müssten die Ethik wieder entdecken und Vertrauen, das wiedergewonnen werden soll, wird rituell beschworen. Ich bin da noch sehr skeptisch. Natürlich gibt es eine Reihe von Non Governmental Organizations wie etwa Attac, die eine klare Oppositionshaltung zu einer marktradikalen Globalisierung einnehmen. Aber, vertraut man den Medien, werden diese Organisationen nicht etwa einflussreicher; vielmehr ist eher das Gegenteil zu beobachten. Es gibt Ansatzpunkte, für die

der Begriff „Gegenbewegung“ noch etwas zu hoch gegriffen erscheint: Einige Landespsychotherapeutenkammern (ich denke etwa an die hessische und bayerische) haben auf ihren Tagungen zunehmend auch den Anschluss an gesellschafts- und ökonomiekritische Diskurse gesucht und thematisieren etwa die teilweise fatalen psychosozialen Folgen eines ungezähmten Kapitalismus (so z.B. die wachsende Anzahl psychischer Erschöpfungszustände bis hin zu Burnout und Depressionen als Folge immer weiter gesteigerter Anspruchsspiralen, aus denen die Subjekte sich oft aus Angst um Arbeitsplätze nicht selbst befreien können).

Was können wir alle tun, um diesen Trend zu stoppen?

Es mag nicht gerade wirkmächtig erscheinen, aber zunächst sehe ich die Notwendigkeit, in den psychosozialen Diskursarenen diesen Trend zu einem Thema zu machen, an dem wir alle nicht nur „Opfer“, sondern durchaus auch „Täter“ im Sinne der Beteiligung an der Ökonomisierung und der unreflektierten Übernahme entsprechender Normalitätsmodelle sind. Ist es noch ein Thema in psychotherapeutischen Kontexten, sich zu vergewissern, in welcher Gesellschaft wir uns eigentlich befinden und was es bedeutet, in einem solchen Rahmen psychotherapeutisch zu arbeiten? Mein Eindruck ist, dass es diesen Diskurs kaum noch gibt. Mein Doktorand Cyrus Khamneifar, ausgebildeter Psychoanalytiker, hat gerade eine Untersuchung veröffentlicht, in der er in einer qualitativen Interviewstudie herausfinden wollte, inwieweit der aktuelle gesellschaftliche Umbruch im Bewusstsein von Psychotherapeutinnen und Psychotherapeuten angekommen ist, wie er reflektiert wird und welche Konsequenzen aus seiner Wahrnehmung folgen. Cyrus Khamneifar teilte meinen Eindruck und stellt fest, „dass die kultur- und gesellschaftskritische Seite der Psychotherapie im „offiziellen“ klinischen Alltag unterrepräsentiert zu sein“ scheint. Aber er wollte es genauer wissen und sich nicht nur auf unsystematische Impressionen verlassen. Vor allem ist ihm aufgefallen, dass in den eher informellen Gesprächen

durchaus über gesellschaftliche Veränderungen und ihre Auswirkungen auf das eigene Leben und das der Klientinnen und Klienten gesprochen wurde. Aber die Frage blieb, wie sich solche Diskurse auf die fachlichpsychotherapeutische Arbeit auswirken. Der Weg zu postmodernen Familienverhältnissen, in denen sich auch das Geschlechterverhältnis aus traditionellen Genderkonstruktionen herauslöst, wird immer wieder benannt. Es wird deutlich, dass sich die Sozialisationsbedingungen für Heranwachsende strukturell verändern. Der Strukturwandel der Arbeitswelt führt zu weniger stabilen Karrieren und Sicherheiten. Der von der Wertewandelforschung untersuchte säkulare Wertewandel wird von den Psychotherapeuten klar benannt und vor allem der immer höhere Stellenwert des Anspruchs auf Selbstverwirklichung wird in seiner durchaus ambivalenten Form thematisiert. Als komplementärwidersprüchliches Muster wird die Sehnsucht nach Heimat und sozialer Verortung herausgestellt. Die immer stärker erlebte Unsicherheit und Ungewissheit befördert die Suche nach Wissen, aber auch nach Strategien mit Erfahrungen des Nichtwissens oder der „Unlesbarkeit“ der Welt, wie es Richard Sennett formuliert.

Im nächsten Schritt fasst Cyrus Khamneifar die spätmodernen Anpassungsversuche der Subjekte an ihre strukturell veränderte Alltagswelt zusammen und auch hier erweisen sich die Befragten als sensible Beobachter. Sie sprechen Phänomene an wie die Fitnessideologie, den Anspruch auf Selbstmanagement, den Konsumismus, den wachsenden Leistungsdruck, die unaufhaltsame Beschleunigung, den zunehmenden Jugendlichkeitskult und die Abhängigkeit von neuen Technologien. Auch bei der Frage, welche Folgen der gesellschaftliche Wandel für die Psychotherapie hat, erweisen sich die Gesprächspartnerinnen bzw. Gesprächspartner von Cyrus Khamneifar als durchaus problembewusst. Sie thematisieren bei den Rahmenbedingungen psychotherapeutischen Handelns eine problematische Ökonomisierung, Modularisierung und Medikalisierung. Auch die im gesamten Sozial- und Gesundheitssektor einset-

zende sog. „Qualitätssicherung“ und die damit verbundenen „staatlichen und quasistaatlichen (Selbst)Verwaltungsreglementierungen“ werden angesprochen.

Mich hat die gesellschaftliche Problemsensibilität der befragten Psychotherapeutinnen und Psychotherapeuten beeindruckt. Sie unterscheidet sich deutlich von der Fachliteratur und von den Diskursen der institutionalisierten Psychotherapie. Hier könnte man generell von einer weitverbreiteten „Gesellschaftsvergessenheit“ sprechen. „Soziale Amnesie“ hat das Russell Jacoby genannt. Aus dieser Haltung müssen sich die psychosozialen Verbände und ihre internen Diskurse herauslösen, um dann auch Anschluss zu anderen gesellschaftskritischen Diskursen und Bewegungen zu finden. Das war durchaus in den 70er und 80er Jahren Anspruch von Verbänden wie der Deutschen Gesellschaft für Soziale Psychiatrie (DGSP), Deutsche Gesellschaft für Verhaltenstherapie (DGVT) und der Gesellschaft für wissenschaftliche Gesprächspsychotherapie (GwG). Seinerzeit hatten sie sich zu einer Plattform zusammengeschlossen, die zu Themen wie den psychosozialen Folgen von Arbeitslosigkeit öffentlich vernehmbar Stellung genommen oder Vorstellungen einer optimalen Organisationsform für die ambulante psychosoziale Versorgung in der Bundesrepublik vorgelegt haben. Diese öffentlich wahrnehmbare Präsenz ist fast vollkommen verloren gegangen und wäre doch insbesondere in der augenblicklichen Situation von größter Relevanz. Gerade die überdeutlichen Hinweise auf eine erhebliche Zunahme psychischer Störungen (vor allem der Depressionen) sollten zu einer Positionierung der psychosozialen Verbände führen, die gesellschaftliche Ursachen dieser Entwicklung herausarbeitet. Nach meiner Auffassung reicht es nicht, diese Zunahme als Gelegenheiten zu betrachten, die eigene therapeutische Kompetenz marktwirksam zu positionieren. Es käme vielmehr darauf an, im Sinne von Prävention und Gesundheitsförderung an den Bedingungen anzusetzen, die diese Zunahme verursachen.